Das Manuskript.

Novelle von **Heinrich Spiero.**

Es war erbärmliches Spätherbstwetter. Nachts fror es schon tüchtig, aber bei Tage schien eine trübe Sonne, gerade noch warm genug, die übereisten Tümpel und Rinnsteine aufzutauen, das Pflaster der ganzen kargigen Stadt mit einer nassen, glitschigen Schicht zu überziehen. Wenn es dann dazwischen vierteilstundenweise regnete, wurden die Straßen vollends fast unwegsam, und wo es von der Oberstadt zur Unterstadt hinabging, mußte man sich vor gleitendem Fall in acht nehmen. Die schwere, trübe Luft, Regen und Nebel schlugen in die Schornsteine und ließen die Ofenfeuer nicht ordentlich aufflammen und durchbrennen, so daß es auch in den Stuben unbehaglich war.

Verdrießlich über seine nassen Stiefel, trat der Verlagsbuchhändler Weller in sein Kontor, riß sich den Hut vom Kopf, den Mantel vom Leibe und setzte sich an den Schreibtisch. Er wischte mit seinem Taschentuch die nassen Tropfen vom Gesicht und stand noch einmal auf, der Seitentasche des Mantels eine Zigarettenkiste zu entnehmen.

„Wirklich, auch durchnäßt!" schrie er ganz laut, und da er einmal im Schreien war, rief er, ohne den Vorfall zu mäßigen: „Donnerwetter, kommt denn kein Mensch? Rehbinder! Reeehbinder! Reeehbinder! Reeehbin—derr!"

Die schmale Glastür, die aus dem Arbeitsraum des Chefs in die allgemeine Schreibstube führte, tat sich auf, und ein hagerer Mann in abgetragener Kleidung erschien. Auf den ersten Blick hätte man ihn neben dem stämmigen, kurzhalsigen Weller für eine stattliche Gestalt halten können; bei näherer Betrachtung wirkte er freilich weit unscheinbarer, dürftiger als der kleine Mann vor ihm. Auf zwei überlangen Beinen saß ein zu kurz geratener Oberkörper, und diesen krönte ein kleiner, schmaler Kopf, den schütteres, aschblondes Haar umgab. Die Augen waren unter breiten Lidern und dichten, buschigen Brauen fast verdeckt. Rehbinder verbeugte sich, sagte Guten Morgen und legte mit der Rechten einen Stoß geöffneter Briefe an den Schreibtisch, holte dann unter dem linken Arm ein dickes Paket anderer Papiere hervor und stapelte sie auf einer etwas entfernteren Ecke der großen Platte auf.

Weller hatte den Morgengruß kurz und ziemlich unwirsch erwidert und las nun die Post. Der Beamte hatte sich seitlich neben den Schreibtisch gesetzt und erschien hier gegenüber Weller, der ein Sitzriese war, vollends kümmerlich, wie er seinen kurzen Oberleib gerade eben an der Stuhllehne hochrichtete und vergeblich seine langen Beine bequem auszustrecken versuchte. Rehbinder lächelte, wie an jedem Morgen, und Weller schoß einen ärgerlichen Blick zu ihm hinüber. Wie hätte er erst gehöhnt und gebrummt, wenn Rehbinder ihm den Grund seiner sich immer wiederholenden Heiterkeit gesagt hätte. Der Prokurist mußte nämlich jedesmal, wenn beide sich gesetzt hatten und das Größenverhältnis sich umdrehte, an jene Stelle der „Ilias" denken, da Antenor von dem Besuch erzählt, den Odysseus und Menelaos ihm abgestattet hätten:

„Ich bewirtete beid in meinem Palast, sie bewirtend.
So daß beider Gestalt und bedachtsamer Geist mir bekannt ist.
Als sie nunmehr in der Troer versammelten Kreis sich gestellet,
Ragt im Stehn Menelaos empor mit mächtigen Schultern:
Doch wie sich beide gesetzt, da erschien ehrwürdiger Odysseus."

Es war an jedem Morgen Rehbinders stilles Vergnügen, den so aufgenommenen Vergleich weiterzuspinnen und dabei zu dem Schlusse zu gelangen, wenn Menelaos ihm geglichen hätte, würde Helena ihre Flucht mit Paris nicht zu verübeln gewesen sein. Eben trommelt er noch auf seiner rechten Kniescheibe den letzten Hexameter mit, als Weller, immer noch ärgerlich, die Briefe hinwarf.

„Schön. Nichts Besonderes. Wenn das mit den Weihnachtsbestellungen so weitergeht, werde ich einen angenehmen Abschluß haben. Was die Lorbasse bloß lesen mögen! Anständige Bücher jedenfalls nicht."

Er griff zu dem Haufen größerer Papiere.

„Manuskripte. Haben Sie schon hineingesehen?"

Rehbinder nickte.

„Ja. Das neue Drama von Buchholz, das im Stadttheater mit Erfolg gegeben wurde. Er verlangt —"

„Egal, egal!" fuhr Weller dazwischen. „Das Stück hat meiner Frau" — er verschluckte sich — „hat mir sehr gut gefallen." (Rehbinder lächelte wieder und dachte: Penelope, Penelope!) „Wird genommen! Ueber das Honorar werden wir schon einig werden. Schreiben Sie Doktor Buchholz, er möchte nächster Tage zu mir kommen. Weiter!"

„Hier ein Roman von einer jungen Gräfin aus der Provinz. Ich habe das erste Kapitel gelesen, vielleicht nehmen Sie es mal vor."

„Schön," meinte Weller.

„Das andere" — Rehbinder wog den immer noch starken Packen — „ist unbrauchbar."

Weller grinste: „Also mit verbindlichem Dank für das meiner Firma erwiesene Wohlwollen zurück."

Rehbinder begann von neuem:

„Nur hier ist noch ein Manuskript —"

Er zögerte, weiterzusprechen, hob erst umständlich die unterste Handschrift auf, wog sie zweifelnd in der Rechten, blätterte sie an und legte sie schließlich mit Vorsicht auf den Tisch.

Weller nahm das Manuskript auf; es war leicht, auf sehr dünnes Papier geschrieben. Auf dem ersten Blatt stand mit blasser Tinte geschrieben: „Der Liebe Ewigkeit. Von Flora Traub."

„Flora Traub? Kenn' ich nicht."

Er blätterte.

„Was ist denn das eigentlich? Roman? Physiologie der Liebe? He?"

Rehbinder bemühte sich, sehr liebenswürdig zu sprechen:

„Ja, das ist schwer zu sagen. Es ist, soweit ich sehen konnte, eine Philosophie" — er suchte nach Worten — „des menschlichen Herzens. Nein, mehr eine Art Theodizee. Alles Schlimme, das uns begegnet, trügt. Wir müssen das Böse hinnehmen und zu überwinden suchen und dürfen nicht am Vorhandensein einer gütigen Gottheit verzweifeln. Wir sollen —"

Da fuhr Weller dem immer eifriger Werdenden in die Parade. Er hatte seine Brille auf die Stirn geschoben und einzelne Seiten des Manuskripts, das er hoch erhoben hatte, betrachtet. Jetzt ließ er es klatschend auf den Tisch fallen und schrie:

„Theodizee? Theodizee? Schmalzstulle! Hier" — er wies mit seinem dicken Finger auf eine Stelle — „und hier — und hier! Fettflecke. Da" — er blätterte um — „hat sie Kaffee drauf verplempert. Und hier" — er zeigte auf eine andere Stelle — „lauter Bleistiftstriche. Das Ding ist mindestens bei sechs Verlegern gewesen. Sehen Sie, hier hat eine fremde Hand geschrieben: „Blühender Blödsinn!" Worten Sie mal" — er erregte sich immer mehr — „ich will meine Lupe vornehmen. Sehen Sie jetzt? Das ist Harichs Handschrift. Der hat's nicht genommen. Und ich soll's prüfen? Ich danke, Komma."

Und er schob Rehbinder das so beschimpfte Manuskript hin. Der saß und kaute, hob plötzlich die Lider und sah den Chef aus hellen, jugendlich strahlenden Augen voll an. Dann sah er wieder regungslos und drückte an einem Wort. Weller begann dies Vergnügen zu machen.

„Na, da sitzen Sie wieder und wollen gern und können nicht. Nein, ich nehm's nicht. „Der Liebe Ewigkeit." Nein. Wenn ich das drucke, hab' ich nachher der Remittenden Ewigkeit."

Er belachte seinen Witz ausgiebig drückte Rehbinder den ganzen Stoß in die Hände, legte das Traubsche Werk obenauf und sagte ganz behaglich:

„Nun gehen Sie nur. Ich seh' schon, Sie haben was zum Träumen bekommen. Ja, die blaue Blume!"

Rehbinder seufzte, stand auf und ging in die andere Stube. Weller sah ihm einen Augenblick nach, schüttelte den Kopf und griff dann zur Feder, um zu arbeiten.

Im Nebenzimmer verteilte der Prokurist die Post an das Personal und gab seine Anweisungen für die Beantwortung. Dann rief er den Faktor und hieß ihn die zurückgehenden Manuskripte sorgfältig verpacken. Als er an das letzte kam, zögerte seine Hand; er wog es noch einmal und legte es dann auf sein Pult.

„Das hat Zeit," sagte er zu dem Hausdiener, der nun abging.

Von draußen drang einen Augenblick die Sonne herein, das schmutzige Grau des Pregels erschien wie vergoldet, dann wurde es wieder trübe. Nebel und Regen begannen ihr Spiel von neuem. In dem alten, verräucherten Kontor wurde gearbeitet, es fiel kaum ein Wort. Als die Mittagspause begann, steckte Rehbinder das Manuskript zu sich und ging heim. Als er nachmittags wiederkam, war ein eigener Glanz in seinen Augen. Aber er tat ruhig seine gewohnte Arbeit.

Nun war der Abend hereingebrochen. Es war etwas klarer geworden, man sah hier und da einen Stern. Die Gaslaternen brannten ruhig und spiegelten ihr Licht in den vielen Pfützen, denen die Fußgänger nach Möglichkeit auswichen. Rehbinder hatte das Kontor verlassen, vom Faktor den Schlüssel übernommen, selbst nachgesehen, ob das große Schloß an dem eisernen Querbalken fest geschlossen wäre, und ging nun die Langgasse hinauf. Vorsichtig setzte er eins seiner langen Beine ums andere auf die Granitplatten des Bürgersteigs. Den Mantel hatte er bis zum Halse zugeknöpft, obwohl der zweite Knopf sich im Knopfloch spannte, weil in die Brusttasche ein starkes Paket gewängt war.

Rehbinder überschritt eine Brücke und wandte sich dann bald rechts durch schmale, schlecht beleuchtete Gassen. Er geriet wieder in einen lebhaften Menschenstrom, Arbeiter, die aus Fabriken heimkehrten, bog nochmals in winklige Quartiere ab und stand endlich vor einem schmalen Hause still. Da er eben den Kopf reckte, um die selbst für seine Körperlänge zu hoch angebrachte Hausnummer zu lesen, erhielt er einen Stoß. Die Haustür war rasch von innen geöffnet worden, ein Kind schoß heraus und lief unversehens gegen ihn an. Er hielt die Kleine fest und fragte:

„Ist hier Nummer 27?"

Das Mädchen bejahte und huschte fort. Rehbinder öffnete die wieder zugeschlagene Tür und stieg die sofort beginnende Treppe empor, die ein Oellämpchen vom oberen Absatz her dürftig genug beleuchtete.

Oben blieb er stehen, studierte die Schilder an den drei Türen, schüttelte den Kopf und machte sich daran, weiter zu steigen. Die Treppe, die ihn nun ins Dachgeschoß führte, glich mehr einer Leiterstiege. Ein dünnes Geländer schwankte unter dem unwillkürlichen Druck seiner Hand — es war hier völlig finster. Jetzt konnte er nicht weiter, sein Knie stieß gegen ein Brett, er tastete und fand einen Drücker, der ein wenig nachgab, aber die so gefundene Tür regte sich nicht.

Rehbinder klopfte. Er vernahm keinen Schritt, hörte aber plötzlich eine Stimme von innen leise fragen:

„W.. ist da?"

Er antwortete: „Wohnt hier Frau Traub?"

„Ja."

„Ich möchte sie sprechen."

„Wer sind Sie?"

„Mein Name ist Rehbinder."

„Wie?"

„Mein Name ist Rehbinder. Ich bin Prokurist bei Adolf Weller."

Ein Schlüssel drehte sich, der Riegel wurde zurückgezogen, und die Pforte ging langsam auf. Rehbinder, vom Lichtschein einer Hängelampe geblendet, die hinter einer zweiten, offenen Tür brannte, sah zunächst gar nichts. Dann klang es von unten:

„Bitte, treten Sie doch näher, lieber Herr."

Er blickte vor sich hinab. Da stand eine kleine, schiefe, unsäglich kümmerliche Gestalt in einem völlig farblosen Gewande und sah ihn von unten herauf an. Er fragte:

„Finde ich hier Frau Traub?"

„Die bin ich selbst. Bitte, treten Sie ein."

Wie mit maschinenmäßiger Selbsttätigkeit trat Rehbinder ein. Die kleine Person schloß die Flurtür und folgte ihm, bat ihn, sich zu setzen, und nahm an dem runden Tisch ihm gegenüber Platz.

Nun, da er zu seiner leidigen Sitzkleinheit hinab gesunken war, erschien sie ihm näher, wahrscheinlicher. Unter seinen halbgeschlossenen Lidern hervor sah er auf ihr kleines Gesicht, das ganz von feinen Runzeln durchzogen war. Ein paar kleine, sehr helle, aber glanzlose Augen schauten ihn an, auf dem Haupte trug die Frau über spärlichem, glatt gestrichenem Haar ein schwarzes Häubchen. Sie hatte schiefe Schultern; so saß auch der kleine Kopf nicht gerade, und das gab ihren Blicken etwas Hilfeflehendes, Rührendes. Jetzt legte sie eine Hand über die Augen, beugte sich etwas vor und fragte mit ihrer kleinen Stimme, in der fast unmerklich ein fremder Akzent mitklang:

„Hat Herr Weller mein Manuskript gelesen?"

Rehbinder ward verlegen.

„Nein. Ich selber hab's gelesen. Es, es" — er suchte nach dem rechten Wort und fand das dümmste — „es hat mich sehr interessiert."

Ein leises, feines Lächeln kam von drüben und verschönte den welken Mund der alten Frau.

„Wirklich?"

Wie mit leise zitternder Hoffnung folgte die Frage:

„Glauben Sie, daß Herr Weller es drucken wird?"

Rehbinder kaute an einer Antwort.

„Ich glaube — ich hoffe — ich weiß nicht recht."

Er murmelte etwas von anderer Verlagsrichtung, Ueberfüllung und dergleichen. Plötzlich schämte er sich, brach jäh ab und sagte:

„Wollen Sie mir nicht mal erzählen, wie Sie zu dem Buch gekommen sind; ich meine, wie Sie auf das Thema gekommen sind? Das ist doch" — und nun wurde er lebhaft und hob beim Sprechen die Hände — „das ist ja ein ganz ungewöhnliches Buch, da steckt ja was drin! Donnerwetter!" — er fuhr sich durchs Haar, daß es nach allen Seiten stand — „ich bin ganz warm geworden dabei, wenn ich auch nicht alles verstanden habe."

Er stand auf, holte das Manuskript aus der Tasche, legte es auf den Tisch und klopfte nachdrücklich darauf. Dann blätterte er, als wenn er allein wäre, die Gegenwart der Frau ganz vergessen hätte; er stieß mit dem Knöchel auf die und jene Stelle und brummte dazu:

„Wo haben Sie das her?"

Es klang beinahe brutal, und doch lag nichts Verletzendes darin, nur Bewunderung. Und jetzt ging er um den Tisch und faßte die runzeligen Hände der Greisin und sagte leise:

„Das ist doch was ganz Wundervolles!"

Seine Hand wurde feucht, und er zog sie jäh zurück. Er sah die Frau weinen, ein paar Tränen, armselige Tropfen, wie sie wohl ein erschöpftes Herz noch einmal in einer bewegten Stunde emporquellen läßt.

„Aber, aber," sagte er verlegen und trat von ihr weg. Er bückte sich unter dem Deckenbalken der Mansarde hindurch und fand an der Mauer ein tannenes Regal, auf dem unten ein paar Tassen und Gläser, Teller und Bestecke lagen, alles sehr verbraucht, doch sauber. Auf dem obersten Brett aber standen wohl zwei Dutzend Bücher, alle offenbar viel gelesen. Mit geübtem Auge erkannte er in dem Dämmer hier an der Seite die Titel: es war der „Faust", Schillers Gedichte, Kants „Kritik der reinen Vernunft", ein Werk von Herbart, eins von Rosenkranz, eins von Alexander Jung, dann wieder ein Band Schiller, Gedichte von Novalis und von Mörike, in einem ganz stockfleckigen Exemplar Hölderlins „Hyperion", „Die Wahlverwandtschaften", Spinozas „Ethik", eine Bibel, Rotteck-Welcker „Weltgeschichte" in fünf winzigen Bändchen. Zwischen zwei Bändchen Lessing steckte ein Buch, das er nicht kannte; er zog es heraus, schlug es auf und sah sich erstaunt nach der Hausfrau um.

„Hebräisch? Ein Gebetbuch?"

Sie nickte. Er behielt den Band mit den krausen Zeichen, die er nicht verstand, in den Händen und setzte sich wieder. Und sie, durch seine fragenden Blicke ermuntert, begann zu erzählen, mit ihrer dünnen, feinen Stimme, das Köpfchen gesenkt, die Hände vor sich auf dem Tisch.

„Ich stamme aus Rußland. Mein Vater war ein orthodoxer Rabbiner in Dünaburg. Ich habe keinen Schulunterricht gehabt, nur im Hebräischen wurde ich unterwiesen. Als ich vierzehn Jahre alt war, verheirateten mich meine Eltern mit einem Getreidehändler aus der Gemeinde. Mit fünfzehn Jahren bekam ich mein erstes Kind, es ist gestorben; auch alle andern sind tot. Vor" — sie dachte einen Augenblick nach — „vor fünfundvierzig Jahren zog mein Mann hierher. Eine entsetzliche Krankheit befiel ihn, und nach zwei Jahren war er tot. Seitdem bekomme ich eine Kleinigkeit von der Gemeinde und von ein paar Familien. Solange meine Hände noch nicht verkrümmt waren, fertigte ich Handarbeiten für ein Geschäft. Verwandte besaß ich nur in Rußland; ich weiß nicht, ob sie noch leben."

Das alles war ruhig erzählt worden, langsam, wie jemand eine Sprache spricht, die er spät gelernt hat, gelegentlich mit Worten, die der alltäglichen Rede etwas fremd geworden sind. Nun sank Flora Traub ganz in sich zusammen. Dann richtete sie sich ein wenig auf und fuhr fort:

„Sie haben mir so freundliche Worte gesagt, ich will Ihnen weiter erzählen. Meine Ehe war nicht glücklich. Denken Sie, zwei Menschen als willenlose, unbefragte Kinder zusammengegeben. Mein Mann kannte nur sein Geschäft und den Talmud, meine Kinder starben klein. Aber der Aelteste ging noch zwei Jahre zur Schule, da habe ich seine Bücher behalten und an denen richtig Deutsch gelernt. Und während mein Mann lernte, laut im Talmud las, habe ich in einer Ecke gesessen und Deutsch gelesen. Da ging mir ja eine Welt auf, aber mit ihm kam immer weiter auseinander. Und dann sein entsetzliches Sterben. Und dann starben mir alle meine Kinder, schöne, hoffnungsvolle Kinder."

Sie schwieg.

„Als ich ganz allein war," fuhr sie nach einer Weile fort, „da ging ich ganz zu meinen Büchern. Ich war verzweifelt und verzagt. Aber ich kam wieder ins Licht. Das wissen Sie ja aus meinem Buch. Ich möchte es so gerne drucken lassen. Sehen Sie, ich kann nicht mehr ausgehn, denn ich bin halbblind, und meist ist hier ein rauher Wind, den ich nicht mehr vertrage. Aber ich lebe mit vielen Tausenden. Wenn ich in meiner Mansarde sitze, dann ist mir's, als ob viele weinende Augen zu mir hereinsähen und Trost suchten. Ich habe ihn mir gefunden, ich möchte ihn gern weitergeben."

Flora Traub schwieg, und Rehbinder schwieg auch. Nachdenklich, sah er auf das Manuskript. Er schlug es sorglich zu. „Der Liebe Ewigkeit" las er auf dem Titel. Wie mit liebender Hand fuhr er über die Worte. Dann stand er auf, steckte die Papiere entschlossen wieder in die Tasche und reichte der Frau die Hand.

„Ich will sehen, was sich tun läßt. Was ich irgend machen kann, soll geschehen, das verspreche ich Ihnen."

„Warten Sie noch einen Augenblick, lieber Herr."

Sie zog die Schublade des Tisches heraus und holte aus einem vergilbten und an den Rändern bröcklich gewordenen Umschlag einen Brief mit schönen, charakteristischen Zügen.

„Sehen Sie, das hat mir Karl Rosenkranz über das Buch geschrieben."

Rehbinder las. Es waren warme, ermutigende Zeilen.

„Aber einen Verleger hat er auch nicht gefunden. So ist das Manuskript von einem zum andern gewandert, noch einmal abschreiben konnte ich's nicht" — sie hob die gichtischen Hände — „und für einen Abschreiber habe ich kein Geld."

Rehbinder bat, den Brief bis morgen behalten zu dürfen. Sie sah ihn aber so ängstlich und hilfeflehend an, daß er sich nur die Worte genau abschrieb und ihr dann das Dokument zurückgab. Sie barg es sorgfältig und begleitete ihn zur Tür. Da sagte er unwillkürlich:

„Ich danke."

Und dann:

„Sie werden bald von mir hören, hoffentlich Gutes."

Er stieg die beiden Treppen hinab und stand unten aufatmend still.

Hier war es noch windstill, es lag Frost in der kühlen, nun völlig klar gewordenen Luft. Rehbinder zog eine kurze Shagpfeife aus der Tasche, stopfte sie, setzte den Tabak in Brand, das alles noch im Schutze der Hauswand, und trat dann erst den Heimweg an. Er sprach ab und zu ein lautes Wort vor sich hin, griff wieder nach dem Manuskript, wie um zu fühlen, ob es auch noch da wäre. Er kam an der schönen katholischen Kirche vorbei; Laternenlicht fiel auf das hohe Kruzifix, das, zwischen jetzt nackten Bäumen eingegittert, auf dem Kirchenplatz zwei Stufen über der Straße stand.

Auf seinen Schirm gestützt, blieb Rehbinder breitbeinig stehen, bis ein Fleischergeselle das menschliche Verkehrshindernis nicht eben sanft mit seiner Mulde anstieß. Rehbinder fühlte keinen Schmerz, merkte nur, daß er im Wege war, und stieg langsam, wie im Traum, die Stufen hinan. Oben störte ihn keiner, der nicht gerade zur Propstei wollte. Der Mann starrte zu dem Heiland empor. Aber sein Selbstgespräch schwieg. Nur wie ein warmer Strom zog es ihm durchs Herz, mit Dank und dem Gefühl, das uns überfällt, wenn wir ohne Vorahnung im grauen Dämmer eines Alltags eine große, reine Freude gefunden haben.

Und ein paar Worte fielen ihm ein, die in dem wunderbaren Buche standen, das er wie ein liebes Wesen an seiner Brust fühlte.

„Ewige Liebe", hatte es da geheißen, „halte du mich fest. Menschen können mich fallen lassen, und ich selbst kann mich sinken lassen — bei dir ist das Ende der Kette, die vom Himmel, von Gott in unsere Herzen führt. Laß Ströme des Segens daran herniedergleiten in jedes gedrängte Gemüt. Pflanzen wachsen mit Kraft von unten, ihre Wurzeln sind im Erdboden; wir wachsen mit Kraft von oben, unsere Wurzeln sind bei dir von Ewigkeit zu Ewigkeit."

Das hatte er gleich behalten. Und darüber kam ihm eine Fülle anderer Bilder wieder, die das Buch enthielt, oft ausgemalt mit dem Parallelismus, den Flora Traub offenbar aus der Psalmendichtung ihrer Vorfahren überkommen hatte, mit jener seherischen Schauenskraft, die sich nicht genugtun kann in der eindringlichen Darstellung, Hinausrufung eines Gefühls, bis sie es ganz und gar ausgeströmt zu haben glaubt.

Rehbinder hob die Arme empor, schüttelte den Kopf, dann sah er noch einmal zu dem Christusbild auf und ging langsam weiter.

Er hatte des Weges nicht acht und fand sich plötzlich auf einem schräg abfallenden Platz, von dem ringsum schmale Gassen hinwegführten. Er blieb stehen, nicht gleich imstande, sich zurechtzufinden.

„Nun, was tut's," sagte er wieder laut, „jedenfalls muß ich hinab."

Und da er im undeutlichen Schein einer Eclaterne eine nach unten führende Steintreppe gewahrte, stieg er vorsichtig Stufe für Stufe hinunter. Er geriet in eine schmale, krumme Straße. Wagen rasselten durch, zumeist mit Bierfässern, andere hielten vor Brauereien, hier und da deuteten rote Laternen unsaubere Kneipen an, aus denen Gejohle und wüster Gesang tönte. Rehbinder eilte weiter, immer noch hinab. Jetzt kannte er die Gegend wieder. Hier lag eine große Zeitungsdruckerei, in der er oft geschäftlich zu tun hatte. Und nun stand er schon aufatmend am Fluß.

Er reckte und dehnte sich in den Schultern, dann überschritt er die Holzbrücke, bog zum Domplatz ab und betrat über den Beischlag das alte Haus, in dem er wohnte. Er schloß sein Zimmer auf, machte Licht, verwahrte zuerst das Manuskript und zog dann einen alten Hausrock an, immer die Pfeife im Munde. Dabei begann er zu singen, und es klang seltsam, wie die Töne, von dem Mundstück behindert, gebrochen, ihm aus dem Munde quollen.

Er bereitete sich ein einfaches Abendessen, aß und setzte sich dann mit einem Buch zur Lampe, nachdem er die Abendzeitung kurz überflogen hatte.

Aber auch der auf gut Glück herausgegriffene Band fesselte ihn nicht.

„Du sollst mich hören stärker beschwören," murmelte er und griff zu Raabes „Schüddderump", der ihn noch immer festgehalten hatte.

Umsonst.

Immer wieder gingen die Blicke zu dem Schrank, in dem das Manuskript lag. Er nahm es heraus, las darin, zog endlich die Zeitung wieder heran und begann auf dem weißen Rande zu rechnen.

Darüber wurden ihm die Lider schwer, er entschlummerte in schwanker Haltung, fiel endlich mit dem Kopf auf den Tisch. Durch ein in der Tür ausgesparstes Loch kam ein schlanker, schwarzer Kater herein, rieb sich an Rehbinders Knie und sprang ihm endlich auf den Schoß.

Davon erwachte der Schläfer, sah einen Augenblick in die Lampe, die dem Verlöschen nahe war, entkleidete sich schnell, drehte die Lampe aus und warf sich ins Bett. Der Kater sprang ihm zu Füßen, nistete sich in die dicke Federdecke, und nach wenig Sekunden gingen nur noch die Atemzüge der beiden durchs Zimmer, während auch draußen das Leben verebbt war und nur dann und wann die Schritte eines Verspäteten oder des Nachtwächters außer dem regelmäßigen Schlagen der Domuhr vom Leben der Stadt Kunde gaben. —

Rehbinder erwachte mit erfrischtem Kopf. Es war ein rechter Wintertag, alles befroren. Die Pflastersteine klangen ordentlich vor Frost, als er ins Kontor ging.

Heute war Herr Weller offenbar vorzüglicher Stimmung. Rehbinder hatte den Ruf in das Privatbureau nicht erst abgewartet, sondern war gleich nach des Chefs Erscheinen mit der Post und sonstigen Eingängen eingetreten.

Alles wickelte sich in gewohnter Weise rasch ab. Sie hatten die Arbeit für den Vormittag durchgesprochen, Rehbinder aber zögerte noch, rückte auf seinem Stuhle hin und her.

Weller wurde aufmerksam.

„Na, was haben Sie noch?"

„Herr Weller (bei diesen Worten kam das gestern zurückgewiesene Manuskript wieder zum Vorschein), wir sprachen gestern über ein Buch von einer hiesigen Dame."

Weller wußte nicht gleich Bescheid.

„Dame? Keine Ahnung."

„Ich meine das philosophische Manuskript, das ich Ihnen zuletzt vorgelegt habe."

„Ach so. Das mit der Liebe und der Ewigkeit. Ja, das haben wir doch abgelehnt."

„Ich habe es inzwischen ganz gelesen. Es ist ein ungewöhnliches Buch."

„Lieber Rehbinder," sagte Weller, „Harich hat es abgelehnt. Der hat einen guten Riecher. Ich habe noch nie Glück gehabt, wenn ich was brachte, was der zurückgewiesen hatte."

„Ja, aber ich glaube, Sie tun ein gutes Werk, wenn Sie es verlegen. Die Verfasserin lebt hier, ich habe sie kennen gelernt."

„Sie kennen sie?"

Weller wurde sehr vergnügt. Er schlug Rehbinder aufs Knie und schrie:

„Hinc illae lacrimae!"

Dabei lachte er anzüglich.

Rehbinder sah ihn groß und ernst an. Unwillkürlich schlug Weller die Augen nieder. Dann sagte der Prokurist:

„Herr Weller, hier habe ich ein Urteil von Karl Rosenkranz über das Buch. Ich habe das Manuskript eben überkalkuliert; die Kosten werden für fünfzehnhundert Exemplare in einfacher, guter Ausstattung etwa neunhundert Mark sein. Bei einem Ladenpreise von einer Mark und fünfzig haben wir sie mit etwa neunhundert Exemplaren wieder herein. Sollten aber die Kosten binnen einem Jahr nicht gedeckt sein, so komme ich für den Schaden auf. Hier ist eine Police."

Er griff in die Tasche. Unter seinem ganz sachlichen Vortrag war Weller ruhig und ernst geworden, nun packte er Rehbinders Hand und sagte:

„Ne, lassen Sie stecken. Ich lasse mir nicht von meinem Prokuristen Garantie geben. Entweder — oder. Rehbinder" — er lachte schon wieder — „die blaue Blume! Also geben Sie das Ding mal her mit dem Brief von Rosenkranz. Sorgen Sie dafür, daß mich keiner stört. Um elf sage ich Ihnen Bescheid."

Rehbinder ging leise hinaus. Er arbeitete mit einem gespannten Lächeln um die Mundwinkel, lauschte ab und zu nach der Verbindungstür, bis diese gegen elf Uhr aufgerissen wurde.

„Rehbinder, kommen Sie mal rein!"

Er stand schon drin und zog die Tür hinter sich zu. Weller setzte sich nicht erst wieder. Die Brille saß ihm auf der Stirn, vor ihm lag das Manuskript. Er pustete ein paarmal, dann sagte er:

„Hm! Hm! Na. Ob's meiner Frau gefallen wird (Rehbinder dachte: Penelope, Penelope!), weiß ich nicht. Aber egal! Ich hab' nicht alles verstanden. Aber wenn man auch ein alter Esel ist, so viel merkt man doch: es ist was drin. Und dann drucken Sie 's also in" — er verschluckte das übrige — „wenn Sie so 'n Esel sind — ich hab' mich eben selbst so genannt, Sie dürfen mir's also nicht übelnehmen —, sich Ihre Tantieme zu schmälern, ich hab' nichts mehr dagegen. Aber nun bitte, hopp! daß es hier wenigstens noch zu Weihnachten zurechtkommt. Für draußen ist es ohnehin zu spät. Honorar aber erst nach Verkauf von tausend Exemplaren. Das Risiko ist mir doch zu groß."

Rehbinder war schon hinaus. Er ging selbst zur Druckerei, schrieb an Frau Flora Traub, der er die Annahme bestätigte. Auf den Umschlag setzte er „Durch Boten" und steckte das Schriftstück, als es kopiert war, ein.

Wieder stand er am Abend vor Flora Traub. Ganz kurz sagte er:

„Angenommen."

Sie sank, keines Wortes mächtig, in den alten Sessel am Tisch. Die Hände, die kleinen, verkrümmten Finger hielt sie vor's Gesicht. Und als sie herabzog, lag vor's Gesicht. Und als sie sie herabzog, lag auf den trüben Augen ein heller Glanz.

Rehbinder schob ihr den Brief hin, reichte ihr die Brille, sie las und fand dann eingefaltet einen Hundertmarkschein.

„Das erste Honorar", erläuterte er.

Sie aber schob das Geld achtlos beiseite und las immer wieder das ersehnte Schreiben.

Fast allabendlich in der nächsten Woche erschien nun Rehbinder in der kleinen Mansarde auf dem Sackheim und half Flora die Korrekturen lesen. Er bewunderte die Sicherheit, mit der sie noch hier und da ein Wort änderte, den Sinn eines Satzes durch eine kleine Wandlung klarer herauszubringen wußte. Und endlich kam er mit dem Paket, in dem ihre zehn Freiexemplare lagen. Immer wieder fuhren ihre Hände über den schmalen Rand der Bände.

Da hat er sie:

„Schenken Sie mir eins."

Wortlos reichte sie ihm eins hinüber.

Er bat:

„Schreiben Sie Ihren Namen hinein."

Sie setzte die Brille auf, schrieb und reichte ihm das Buch. Er las:

„Erlösung ist verheißen denen, die eines guten Willens sind. Menschen, seid gut!"

Das Fest war vorüber, das neue Jahr war da. Floras Buch hatte zuerst kein Aufsehen erregt, aber es war langsam in manche Hand gekommen, an manches Herz gedrungen. Niemand fast wußte, daß die Verfasserin in der Stadt selbst lebte.

Dann war eine Debatte in einer der Zeitungen entstanden, Sätze des Werkes wurden aufgegriffen, von den einen respektvoll bekämpft, von den andern begeistert gepriesen. Weller wurde auf das Buch angesprochen, es „ging" plötzlich, und Rehbinder hörte ein knurriges Lob.

„Sehen Sie mal an, Früchte von der blauen Blume! Na, geben Sie die zweite Auflage in Druck."

In einem Kreise stiller Menschen, dem Rehbinder zugehörte, bildete „Der Liebe Ewigkeit" seit Wochen fast den einzigen Gesprächsstoff der allwöchentlichen Zusammenkünfte. Jeder fühlte sich tief davon berührt. Immer wieder wurde über das Werk mit Liebe gesprochen. Endlich mußte Rehbinder mit seiner Kenntnis herauskommen. Was er berichtete, schien unwahrscheinlich, seltsam. Der Wunsch entstand, Flora Traub kennen zu lernen.

Rehbinder wehrte sich. Er wußte, daß hier keine Neugier sprach, sondern die Teilnahme schlichter Herzen, die danken und hören wollten. Trotzdem hatte er gros Bedenken, die jedes Umgangs Entwöhnte in den Kreis einzuführen.

Wider sein Erwarten zeigte sie sich rasch bereit, als er bei einem seiner häufigen Abendbesuche eine Andeutung machte.

„Menschen, die mich sehen wollen, von denen ich lernen kann, will ich auch sehen, hören."

Acht Tage darauf holte Rehbinder Flora ab. Sorglich leitete er sie über die Treppen. Unten stand eine Droschke. Flora atmete die scharfe Winterluft ein, hustete einmal auf, bat dann aber mit viel freierer Stimme:

„Können wir nicht lieber gehen? Ich bin seit so vielen Jahren nicht draußen gewesen."

Es war windstill. So gingen sie. Wie eine Mutter ward die Greisin von Rehbinder betreut.

Nach einer Viertelstunde hatten sie das Haus erreicht, in dem seine Freunde warteten. Ein schlichter Saal, voll gedrängt mit Menschen, deren leises Gespräch verstummte, als Rehbinder Flora zu ihrem Platz führte. Der Leiter der Versammlung kam zu ihr, sie zu begrüßen; andere folgten. Sie mühte sich, eines jeden Züge zu erkennen, sagte jedem ein Wort aus beglückter Seele.

Dann trat der Leiter an ein Pult.

„Liebe Freunde!" sagte er.. „Das Buch „Der Liebe Ewigkeit" beschäftigt uns nun seit Monaten. Wir alle arbeiten an uns, wir alle suchen nach dem einen, was not tut. In diesem Buch haben wir einen starken Helfer gefunden. Es hat uns viel Neues, Schönes, viel Altes schöner gezeigt. Es hat uns warm gemacht; es hat uns besser gemacht. Heute ist die Verfasserin bei uns, wir wollen ihr danken. Wir dürfen ihr vielleicht sagen: Du bist die unsere, oder noch besser: Wir möchten die deinen sein."

Der Redner hielt, sehr bewegt, inne.

Flora stand auf. Zuerst sah man kaum, daß die kleine Gestalt auf den Füßen stand. Dann war eine atemlose Stille, und in diese hinein sprach sie:

„Liebe Freunde! Ich war immer allein, seit mein letztes Kind starb, aber nie einsam. Viele Herzen fühlte ich mit dem meinen schlagen. Jetzt sehe ich, daß ich mich nicht getäuscht habe. Was uns alle zusammenhält, das habe ich nie deutlicher und heiliger gefühlt als hier."

Bis dahin hatte sie ohne Stocken gesprochen. Vieler Augen waren voll Tränen, wie die Greisin so stand, in ihrem schlichten Gewand, und mit ihren halbblinden Augen emporsah. Nun sagte sie stockend:

„Ich dank' — euch allen. Der Liebe — Ewigkeit —"

Da sank sie um. Rehbinder fing sie auf. Noch war eine heilige Stummheit ringsumher. Dann löste sich die Starre, die Nächsten traten heran, alle wußten, was geschehen war. Still zog alles an der Entrückten vorüber, keiner sprach mehr ein Wort, indem er den Saal verließ, wo Rehbinder und der Sprecher einer Vollendeten die letzte Wacht hielten.

Ein sensationeller Brautmord.

Im Jahre 1660 hielt sich an der Universität Erfurt, die bekanntlich in den damaligen Zeiten im Inlande wie Auslande einen sehr angesehenen Ruf genoß, ein aus Ungarn gebürtiger reicher Kavalier namens Johann v. Lauber studienhalber auf. Da er großen Aufwand trieb und vielseitig gebildet war, gelang es ihm bald, in die ersten Patrizierfamilien der Stadt eingeführt zu werden. So verkehrte er auch häufig bei dem Junker Rupert Weegmann, dessen anmutige Tochter Angelita sein leicht entzündliches Herz bald in lichte Flammen setzte. Kurz entschloss